

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 10

52. Jahrgang

Oktober 1998

*Glaubenswirklichkeit zu erschließen, erweist
sich zunehmend als Sprachproblem.*

Erich Feifel

Tabuthema Glaube

„Wenn du nach dem Preis des Brotes fragst, antwortet man dir, der Vater ist größer als der Sohn und der Sohn dem Vater untergeordnet. Wenn du fragst, ob das Bad schon hergerichtet ist, antwortet man dir, der Sohn ist aus dem Nichts geschaffen“. Glaubt man dem Kirchenvater Gregor von Nyssa, so wurde im vierten Jahrhundert selbst auf dem Markt und in öffentlichen Badeanstalten über die Feinheiten der Trinitätstheologie gestritten.

Heute hingegen wird in regelmäßigen Abständen darüber Klage geführt, daß über den Glauben nicht mehr geredet wird. Paradoxerweise werde immer weniger Themen abgeprochen, salonfähig zu sein, einzig der Glaube als Gegenstand eines Gesprächs bringe jede Unterhaltung sofort zum Erliegen. Nun ist es einerseits offenkundig nicht so, daß die in den Medien und der Kunstszene ostentativ inszenierten Tabubrüche allgemeine gesellschaftliche Realität sind und es keine Zonen des Privaten und Intimen mehr gibt. Andererseits bleibt zu bezweifeln, daß vor vierzig genausowenig wie vor hundert Jahren etwa der Traktat „Gnadentheologie“ als Repertoire für das Gespräch am Mittagstisch taugte und jeder sein Verständnis von dem, was Glauben heißt und was der Glaube ist, allerorten preisgegeben hätte.

Zu bestreiten ist allerdings nicht, daß es heute eine große Befangenheit gibt, sich über den Glauben, gar über den eigenen, auszutauschen – und das in einer Zeit, der Kommunikation in allen möglichen Lebenskontexten als ein Zauberwort gilt, das die Lösung vielfältiger Probleme verheißt. Statt dessen suggerieren sich Gläubige wie Nicht-Gläubige gegenseitig: Darüber spricht man nicht.

Nun ist es selbstverständlich, daß zum christlichen Glauben gehört, diese religiöse Option auch in der Öffentlichkeit zu vertreten. Wenn Christen eine frohe Botschaft zu verkündi-

gen haben, wieso sollten sie diese den Zeitgenossen vorenthalten? „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15). Diese Maxime, die auch außerhalb fundamentaltheologischer Grundlagenreflexionen gerne beschworen wird, gilt allen Christen. Nicht zuletzt das Motto des diesjährigen Mainzer Katholikentags „Gebt Zeugnis von Eurer Hoffnung“ steht in dieser Tradition. Über den Glauben zu reden, ist alleine schon deshalb eine Notwendigkeit, weil sonst der Eindruck entstehen könnte, der Glaube sei eine rein private Angelegenheit – womöglich zeitlich begrenzt auf den Sonntagmorgen –, die mit der Interpretation von Welt und Wirklichkeit, der eigenen Biographie wie auch der großen Geschichte nichts zu tun hätte.

Weder Aufdringlichkeit noch Selbstverleugnung helfen weiter

Die gesellschaftlichen Gründe dafür, daß sich Christen gehemmt fühlen, auf ihren Glauben zu sprechen zu kommen, sind bekannt und schnell benannt. Nicht selten trifft man auf ein nur schwer zu spezifizierendes religiöses Grundgefühl, kaum mehr aber auf einen kirchlich gebundenen Glauben, der gerne als heillos in die Vergangenheit vernarrt angesehen wird. Für die Präsenz des christlichen Glaubens in der medial vernetzten Welt sind viele seiner über die Jahrhunderte gewachsenen Traditionen zu komplex, zu sperrig und aufgrund der allgemeinen Unlust am Glauben und der damit längst vorangeschrittenen Erosion des dazugehörigen Glaubenswissens auch hochehläuterungsbedürftig.

Ein Neuigkeitwert, der das entscheidende Kriterium für jede Berichterstattung sein muß, ist dem Glauben als sol-

chem sowieso nicht mehr eigen. Was aber in denjenigen Medien, die den Ton angeben, nicht mehr vorkommt – und der ehrenwerte Versuch, Verkündigungssender einzurichten, wird hier keine Abhilfe schaffen können –, fällt aus dem Rahmen gesellschaftlicher Plausibilitäten heraus. Und somit wird es schwerer, über den Glauben zu reden, weil man nicht mehr damit rechnen kann, verstanden zu werden. Einmal ganz abgesehen davon, daß sich mancher mit wohlfeiler antikirchlicher bis anti-römischer Polemik auch die Frage nach dem eigenen Glauben vom Hals zu halten versucht.

Nicht wenige Christen vermeiden es auch, über ihren Glauben zu sprechen, weil sie die Unterstellung fürchten, sie wollten andere Glaubenshaltungen und Weltanschauungen nicht gelten lassen. Tatsächlich sind die Dinge des Glaubens nun einmal von ihren missionarischen Implikationen nur schwer zu trennen und Christen stehen deshalb vor der schwierigen Aufgabe, das Gleichgewicht tugendhafter Toleranz zwischen hartnäckiger Aufdringlichkeit und zurückhaltender Selbstverleugnung zu halten. Der heute allgemein und zu Recht geforderte Respekt vor anderen Meinungen, Glaubenseinstellungen, Weltanschauungen innerhalb einer pluralen Gesellschaft steht immer in der Gefahr, zur schieren Gleichgültigkeit zu verkommen. Jedoch: „Wert hat die Duldung anderer Überzeugungen nur, wenn sie mir schwerfällt, weil ich von der eigenen Glaubenswahrheit überzeugt bin. Dann aber werde ich auch versuchen, andere, auch in ihrem Interesse, davon zu überzeugen“, schreibt der Schriftsteller *Günter de Bruyn* – und fügt mit Blick auf die Christen hinzu: „Und diese Versuche sind, wie ich finde, rar.“

Selbst innerhalb der Kirche, sozusagen unter seinesgleichen, ist es weitaus schwerer geworden, über das eigene Gottesverhältnis und die damit zusammenhängenden religiösen „Wahrheiten“ zu sprechen. Das Spektrum zwischen Katholiken, die noch in den von der Kontroverstheologie und vom Kulturkampf geprägten Kategorien denken, und jenen postkonfessionellen Christen, die sich zwar als Gläubige fühlen, deren institutionelle Bindung sich aber weitgehend gelöst hat, ist zu breit, um voraussetzen zu können, daß man sich versteht, wenn man auf den Glauben zu sprechen kommt.

Der Glaube betrifft stets das Innerste des Menschen

Die neuzeitliche Errungenschaft, sich weltanschaulich individuell positionieren zu dürfen, gerät hier in Konflikt mit der unaufgebbaren Eigenschaft des Glaubens, nur gemeinschaftlich realisierbar zu sein. So unverzichtbar der subjektive Vollzug des Glaubens für die Sache ist, um die es geht: Die größte Stärke des bewußt und selbstverantworteten Glaubens wird zugleich seine größte Schwäche. Der Glaube betrifft mein Innerstes, meine grundlegenden Überzeugungen der Zusammenhänge von geschaffener Welt und geschichtlicher Wirklichkeit. Insofern ist der Glaube etwas sehr Intimes und nicht umsonst finden die meisten sogenannten

Glaubensgespräche in kleinen Gruppen statt, deren Mitglieder miteinander vertraut sind.

Über das, was mich „unbedingt angeht“ (*Paul Tillich*), lasse ich mich nur ungern belehren. Und wer über den Glauben redet, steht vielfach in der Gefahr, über ihn zu dozieren und die von außen nur schwer abschätzbare Bedeutung bestimmter Glaubensaussagen für die Spiritualität des einzelnen zu unterschätzen. Da der Glaube mit Ansprüchen an die Lebensführung verbunden ist, besteht zusätzlich die Versuchung zu moralisieren – und wenn es nur der Vorwurf unorthodoxer Glaubenshaltungen ist, die als Verfehlungen zu befeuern seien. Die nicht selten zu beobachtende Strategie, bei eigenwilligen Abweichungen vom Strom der Tradition im Kleinen das Christsein, das Katholischsein als solches in Frage zu stellen, hat die Atmosphäre für einen freimütigen Austausch nicht unwesentlich belastet.

Eine Reihe der Probleme sind hausgemacht

Auch unter Christen ist es deshalb beliebt, dem Gespräch über den Glauben auszuweichen, indem man über die Kirche – und vor allem über ihre Versäumnisse – spricht. Geht es nicht selbst bei dem seit einiger Zeit schwelenden Streit um die Rechtfertigungslehre im Grunde in erster Linie um die konfessionelle Identität als Protestant oder Katholik und weniger darum, wie und warum der einzelne – konfessionelle Prägung hin oder her – an einen „gnädigen Gott“ glaubt und zu ihm betet?

Möglicherweise sind diese Ausweichmanöver aber auch das Symptom einer großen Unsicherheit der von Zweifeln geplagten Gläubigen. Vielleicht sind die Erwartungen, die an den eigenen Glauben gestellt werden, immer noch zu hoch. Aufgrund der eigenen Zweifel an der einen oder anderen theologischen Aussage, die nun einmal unabdingbar zu einem lebendigen Glauben dazugehören, meint der Durchschnittschrist, er sei inkompetent, öffentlich über den Glauben zu reden. Er hat das Gefühl, die Dinge seien zu komplex und kompliziert und er selbst nicht gut genug informiert. Die Verantwortung wird dann den akademisch graduierten und wohlbestallten Theologen, Priestern und anderen kirchlichen Angestellten zugeschoben. Eine Verkündigungspraxis, die – vorangetrieben von einigen Hardlinern – allzu selbstsicher vorgeht, kann da nur kontraproduktiv wirken.

Vieles spricht dafür, daß einige der Probleme hausgemacht sind. Immer noch leidet die Kirche an ihren Altlasten. Trotz aller Anstrengungen innerhalb der wissenschaftlichen Theologie und der Pastoral vor Ort ist es weithin nicht gelungen, einer Katechetik Breitenwirkung zu verschaffen, die die zentralen Glaubenssätze im Kontext der heutigen Erfahrungswelt erdet: Über eine Reihe von Glaubensaussagen wird heute nicht (mehr) gesprochen, weil viele Christen keinen Bezug zu ihrem eigenen Leben herstellen können, sie sich unter dem betreffenden Dogma schlicht nichts vorstellen

können. Das vielfach beklagte Übergewicht des Ethischen in der Verkündigung dürfte hier eine seiner Wurzeln haben: Handlungsanweisungen sind allemal leichter nachzuvollziehen als beispielsweise Ausführungen über den Heiligen Geist. Im günstigen Fall scheint den Glaubenswahrheiten jede praktische Relevanz abzugehen, in anderen Fällen gilt als ausgemacht, daß ekklesiogene Neurosen die mangelnde Lebensdienlichkeit belegen.

Die manches Mal bis an die Schmerzgrenze salbungsvolle Sprache von Predigern wie kirchlichen Dokumenten, das Erläutern der einen Unbekannten durch eine andere, das Monologisieren professioneller Verkündiger auch außerhalb von Gottesdienst und Katechese verstärken die allgemeine Abneigung gegen das „Reden über den Glauben“. Dabei wäre es gerade die Aufgabe der Verkündigungsprofis, Sprachbilder und Wortschöpfungen anzubieten, die es erleichtern, heute verständlich und nachvollziehbar über den Glauben sprechen zu können, ohne betulich daherzureden: Über den Glauben zu reden, erfordert viel Fingerspitzengefühl, weil Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit der Maßstab sind, an dem andere Christen und Nicht-Christen, Nicht-mehr- und Noch-nicht-wieder-Christen diese Rede messen.

Auch haben die nachkonziliaren Versuche einer Aufklärung des breiten Kirchenvolkes am Ende des zweiten Jahrtausends noch lange nicht ihr Ziel erreicht. In vielen Fällen ruft etwa das Referieren der wichtigsten gesicherten Ergebnisse historisch-kritischer Exegese blankes Entsetzen hervor. Immer noch nicht ist es gelungen, im allgemeinen Glaubensbewußtsein zu verankern, daß das Symbolische und das Metaphorische Weisen der Glaubensrede sind, die andere Dimensionen anzielen als die von einem historischen Bewußtsein rekonstruierte Wirklichkeit. Sie dürfen aus diesem Grund nicht einfach als „nur symbolisch“ oder „nur metaphorisch“ abgetan werden. Der zornige Aufschrei, das Evangelium sei kein Märchen, wenn ein literaturwissenschaftlich arbeitender Exeget mit den Mitteln der Märchenforschung überraschende theologische Einsichten zu den Kindheitsgeschichten der Evangelien zu Tage fördert, ist hier nur ein Indiz. Wie aber will ich über den Glauben reden, wenn ich die Sprachebenen nicht unterscheiden kann? Der klassische Konflikt zwischen Glauben und Wissen ist an den theologischen Fakultäten kein Thema mehr; an der Basis aber sind die Mißverständnisse keinesfalls ausgeräumt.

Strukturelle Unehrllichkeiten sind in Kirche und Theologie zu beklagen

Mit Blick auf die Kirche sind aus diesem Grund strukturelle Unehrllichkeiten zu beklagen. Natürlich ist man selbst informiert, mutet dieses Wissen aber den Anempfohlenen – auch aufgrund falscher Rücksichten auf die vermeintliche Volksfrömmigkeit – zuweilen nicht zu. Mit der inneren Schere im Kopf wird alles so formuliert, daß es leicht verdaulich ist und

vor allem man selbst nicht aneckt. Aufgrund eines immer noch nachwirkenden verengten Orthodoxieverständnisses klebt man zuweilen an den in anderen geschichtlichen Epochen und anderen Sprachspielen fixierten „Satzwahrheiten“ und nimmt dabei in Kauf, daß der Glaube als ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch verkümmert. Kein Anbiedern an die neuesten Trends der Jugendsprache ist gefragt, sehr wohl allerdings eine Sensibilität für heutige Sprachgewohnheiten und ein Bemühen um einen lebendigen Ausdruck.

Ähnliches gilt für die wissenschaftliche Theologie. Diese steht freilich seit Jahren unter verschärfter Beobachtung und leidet darunter, daß ihre Bemühungen einer Hermeneutik des Glaubens nicht honoriert werden, weil vorge-schlagene Neuauslegungen auf den ersten Blick nicht immer traditionskonform zu sein scheinen. Ein Theologumenon wie die Inkarnation neu zu interpretieren, muß schließlich nicht heißen, es zu verabschieden – wie unterstellt wird. Gleichwohl gehört die Kluft zwischen den in der gesamten scientific community anerkannten theologischen Einsichten und deren mangelnder Übersetzung in das allgemeine Glaubensbewußtsein zu den Gründen, wieso über den Glauben nicht geredet wird, wie eigentlich über ihn geredet werden könnte.

Natürlich rütteln Höllendefinitionen wie „absolute Kommunikationsverweigerung gegenüber der Liebe Gottes“ den „Durchschnittssünder“ möglicherweise weniger auf als es mancher auf der vorkonziliaren Kanzel tat, wie das „Streiflicht“ der „Süddeutschen Zeitung“ beklagte (25. 8. 98). Eine Alternative aber ist das nicht. Hinsichtlich der neuralgischen Punkte, die von betont lehramtstreu argumentierenden Christen gerne als Lackmustest für die Rechtgläubigkeit vorgelegt werden (Stichwort Jungfrauengeburt), gilt allerdings, daß jeder einzelne Theologe vor der Entscheidung steht, welchen Fragen er sich widmet, um mit umsichtiger theologischer Argumentation den Boden dafür zu bereiten, daß Christen wieder über ihren Glauben reden (können).

Die Forderung, über den eigenen Glauben zu reden, sollte nun allerdings nicht so mißverstanden werden, daß es in jeder Gemeinde wie in den einschlägigen Gemeinschaften massenhaft zu peinlich berührenden Bekehrungsberichten von Charismatikern kommt, denen oft etwas Aufgesetztes anhaftet. Es trifft sich, daß das von jedem Christen geforderte Zeugnisablegen nicht nur das Reden, sondern auch das Tun meint. Zu berücksichtigen bleibt auch, daß in jeder Glaubensbiographie bestimmte Aspekte im Vordergrund stehen und es zur Welt des Glaubens gehört, vieles und nicht alles immer und überall benennen zu müssen. Grundsätzlich aber gilt, daß die Frage, ob es auch am Ende des nächsten Jahrhunderts in unseren Breiten noch eine stattliche Zahl Christen geben wird, elementar damit zusammenhängt, ob es gelingt, die Sprachfähigkeit wiederzuerlangen, um selbstbewußt aber nicht verkrampft über den Glauben zu reden.

Stefan Orth